Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 23. 1. 1938 | Nr. 4

Sinnsprüche aus der Edda.

Der Tropf hält jeden für Freund, der ihm lächelnd begegnet; er merkt nicht, wie man ihn verspottet, wenn er unter Schalken sitzt.

Der Feige hofft ewig zu leben, wenn Gefechte er flieht; das Alter jedoch ihm Frieden nicht gibt, wenn auch die Speere ihn schonten.

Spähe und schaue dich um, wenn über fremde Schwelle du trittst; denn nie kannst du wissen, wo Feinde lauern.

Traue nimmer fliegendem Pfeile, fallender Welle, einnächtlichem Eise, geringelter Otter und den Bettgeschwätzen der Braut, gebrochenem Schwerte, dem Spiele des Bären und Sprossen des Königs.

Bessere Bürde hat niemand zu tragen als großen Verstand, üblere Last ladet niemand sich auf als Unmengen Bieres.

Es ziemt dir besser am Webstuhl zu sitzen, als fremden Männern nachzustellen.

Am Abend lobe den Tag, das Weib, wenn es tot ist, das Schwert, wenn es erprobt und die Maid, wenn Frau geworden sie ist, das Eis, wenn dich hinübergetragen es hat, das Bier, wenn es getrunken ist.

Frühe muß aufstehen, wer Vieh und Gut sich ererwerben will; liegender Wolf keine Beute erjagt, noch Siege der schlafende Mann.

Das Herdenvieh weiß, wann es heimkehren muß, und geht dann von selbst von der Weide, allein der unkluge Mensch kennt das Maß seines Magens nimmer.

Der unkluge Mann durchwacht lange Nächte und sorgt sich und sinnt; müde erwacht er am Morgen und die Sorge ist doch wie sie war.

Laß den Becher weiterkreisen, trinke maßvoll vom Met, rede gescheit oder schweige, wer früh zu Bett geht, soll nicht gelästert werden.

Klug frage und spreche der Mann, der als weise will gelten; einem, nicht vielen vertraue man sich an; was drei wissen, weiß bald die Welt.

Wachsam und verschlossen sei der Mann, und vorsichtig auch in der Freundschaft; oft muß man Worte bitter büßen, die man anderen sagt.

Wer Vermögen erwarb, soll nicht dürftig leben; oft wird Verdruß aus dem, was zur Freude man sparte.

Übersetzt von A. Eskil Avenstrup.

BDM-Werk:

„Glaube und Schönheit".

Wie DNB aus Berlin meldet, hat der Reichsjugendführer Baldur von Schirach auf der Führertagung der HJ in Berlin eine große Rede gehalten, in der er bedeutsame Ankündigungen über neue Erziehungsformen machte.

Mit berechtigter Freude konnte Baldur von Schirach auf die Erfolge der Heimbeschaffung, der Arbeitsparole des alten Jahres, zurückblicken. Die Hitler-Jugend habe die künstlerischen Gesetze der Baukunst, wie sie der Führer in einem neuen Stil ausgerichtet habe, in ihrem Aufgabenbereich verwirklichen dürfen. Dem Führer eine Freude und der Millionenbewegung der Jugend Heime für ihre Arbeit bereitet zu haben, dürfte das Führerkorps der HJ zu Beginn neuer Aufgaben glücklich stimmen. Mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, die Heimbauaktion in den kommenden Jahren fortzusetzen, bis alle Standorte der Jugend ihre Heime besäßen, ging Baldur von Schirach auf die verschiedenen Sonderaufgaben des Jahres 1938 ein.

Baldur von Schirach wies auf die erzieherische Notwendigkeit der

Verbindung der Jugend mit dem Ausland

hin. Junge Menschen können stets vorbeugen, daß Mißverständnisse und böse Verleumdungen unter den Völkern sich breitmachten. Sie dienten durch natürliche und gesunde Aussprache dem Frieden. Niemand könne heute noch leugnen, daß die deutsch-französischen Beziehungen durch Frontkämpfer und Jugend eine spürbare Entspannung erfahren hätten. Im Zusammenhang mit den Aufgaben der Auslandarbeit gab Baldur von Schirach bekannt, daß im Sommer

in Gatow bei Berlin ein großes Auslandhaus der HJ

eröffnet werde, das die zwischenstaatliche Verbindung der Jugend fördern solle.

Entscheidend bleibe in Zukunft Jahr für Jahr die Arbeit an der Formation. Sie stehe immer wieder im Vordergrund. Der Grundsatz der Freiwilligkeit verlange immer wieder, Jahrgang um Jahrgang zu erobern. Vor dieser Aufgabe stehe das Führerkorps auch im neuen Jahr.

Baldur von Schirach ging dann von der politischen Arbeit seiner Zeitschrift „Wille und Macht" aus und erläuterte ein gesundes Verhältnis zur Presse, der in der heutigen Zeit eine große Verantwortung zukomme. Jeder HJ-Führer werde die politische Bedeutung der Presse achten, denn aus der jungen nationalsozialistischen Generation von heute müßte auf breitester Grundlage ein nationalsozialistisches Schriftleiterkorps heranwachsen.

Der Reichsjugendführer schilderte die erfolgreiche Entwicklung der Adolf-Hitler-Schulen, die bisher alle Erwartungen des ersten Anlaufjahres erfüllt hätten. Schließlich ging er in langen Ausführungen dazu über, eine umwälzende Maßnahme der gesamten deutschen Jugenderziehung anzukünden. Auf Anordung des Jugendführers des Deutschen Reichs werden danach ab sofort innerhalb der Hitler-Jugend die Mädel vom 17. bis 21. Lebensjahr in einer besonderen Organisation, die ihrem Wesen und Lebensalter entspricht, erfaßt. Baldur von Schirach gibt dieser neuen Einrichtung den Namen

„BDM-Werk Glaube und Schönheit".

Hierzu erklärte der Reichsjugendführer in seiner Rede: „Der Name dieser neuen Organisation mag vielleicht im ersten Augenblick seltsam erscheinen, aber er umschließt nach meinem Gefühl vollständig unser Programm, denn was ich mit dieser Organisation will, ist im Namen voll beschlossen. Ich möchte, daß hier, und zwar unter Führung von Sportwartinnen des BDM auf dem Gebiet der Gymnastik, des Sports, der Körperpflege, aber auch der kulturellen Arbeit Vorbildliches geleistet wird. Auch möchte ich, daß durch diese Organisation Tanzkurse veranstaltet werden und eine ganz moderne Körpererziehung in dieser wesentlichen Altersstufe der weiblichen Jugend gefördert wird.

Wir wollen Menschen, die vielleicht bisher als Gymnastiklehrerinnen oder Sportlehrerinnen nicht viel mit Politik zu tun gehabt haben, in unseren Kreis aufnehmen. Hier müssen wir ihnen Arbeit geben, und sie müssen an diesem Werk „Glaube und Schönheit" dem modernen Erziehungsideal einer gläubigen und schönen Jugend dienen."

Körperpflege und Eleganz

seien, so führte Baldur von Schirach weiter aus, in diesem Alter der weiblichen Jugend erzieherische Forderungen. Er wolle, daß dieses Werk, das der Erziehung des schönen und gläubigen Menschen gelte, von der Öffentlichkeit richtig verstanden werde. Um so schöner die deutschen Mädel würden, um so stolzer und selbstbewußter sollten sie sein. Mit der Aufnahme kultureller Werte und mit der Pflege des Körpers bekenne sich auch die weibliche Jugend zu einem Ideal der Haltung und der Achtung vor sich selbst.

Schließlich verkündete Baldur von Schirach, daß er die auf seine Anordnung hin von führenden deutschen Modehäusern ausgearbeiteten

Modelle einer neuen BDM-Tracht,

zu der künftig auch eine Festtracht für Führerinnen hinzukäme, gesehen und die Einführung einer solchen Kleidung verfügt hätte.

Unerschrockene Jugend.

Abenteuer jugendlicher Helden.

Die neue deutsche Jugend wird bewußt im Jungvolk und HJ zu geistesgegenwärtigem Handeln und zum vollen wagemutigen Einsatz auch in schwierigen Lebenslagen erzogen. Die folgenden kleinen Erlebnisse deutscher Mädel und Jungen zeigen, welche gute Anlagen dafür seit jeher in unserer Jugend schlummern.

Ein Bremer Großkaufmann bewohnte eine Villa in einer Vorstadt an der Weser. Dieser stattete eines Nachts ein vielgesuchter Einbrecher einen Besuch ab. Schon hatte er den Geldschrank ausgeräumt, als sich auf einmal leise die Tür zu einem anstoßenden Zimmer auftat und die fünfjährige Tochter des Großkaufmanns auf der Schwelle erschien. Noch nicht eingeschlafen, hatte sie ein leichtes Geräusch angelockt. Die Kleine sah sofort, was geschehen war. Der überraschte Räuber wollte auf das Kind losstürzen. Dieses aber trat mutig in seinem Pyjama an einen Tisch

Teufelstanz über der Salzwüste.

Die Notlandung des Flugzeuges „D-Anoy".

In der letzten Ausgabe der Beilage „Jugend im Volk" verwiesen wir bereits auf das Buch des Flugkapitäns C. A. Freiherrn von Gablenz „D-Anoy bezwingt den Pamir". Das Buch ist ein Bericht über den ersten Fernostflug, der über das höchste und breiteste Gebirge der Welt führt und ist im Verlag Gerhard Stalling Oldenburg/Berlin erschienen. Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem ausgezeichneten Werk einen Abschnitt über die Notlandung, die das deutsche Flugzeug auf dem Rückflug vornehmen mußte und die zur Gefangennahme der Flieger führte.

Flieger pflegen nicht umständlich voneinander Abschied zu nehmen. Es liegt in unserem Beruf, daß wir uns immer mal wiedersehen. Heute in China, morgen in Südamerika, übermorgen zur Abwechslung vielleicht auch einmal im alten Europa. Ein kräftiger Händedruck genügt ...

Schon laufen die drei Motoren unserer wieder blitzsauberen Maschine, von deren hellem Silberrumpf sich schwarz der Name „Rudolf von Thüna" abhebt. Die brave D-Anoy war nach den Anstrengungen des Pamir-Fluges hier in Siam äußerlich und innerlich gründlich überholt worden. Diese Arbeit wird von Chinesen ausgeführt, während die deutschen Monteure nur Anweisungen geben und die Aufsicht führen.

Unser guter Kaki (Karl Kirchhoff, der Oberfunkermaschinist) hatte es sich selbstverständlich nicht nehmen lassen, die Arbeit selbst zu überwachen. Und während der Regen, der unseren Aufenthalt in Sian bisweilen beeinträchtigte, sich lähmend auf den Arbeitseifer der chinesischen Kulis auswirkte, hatte sich Karl Kirchhoff eine böse Erkältung zugezogen, die nicht so schnell zu beseitigen war wie die Arbeitsunlust der Chinesen. Sie plagte den Armen mit unfreundlicher Hartnäckigkeit.

Die Gashebel nach vorn ... wir rollen und heben uns leicht vom Boden. Noch einen Blick hinunter auf die Stadt, dann müssen wir hinein in den Dreck, denn der Wettergott hat für unseren Wissensdurst ein nur sehr mangelhaftes Verständnis. Genau wie beim Herflug sehen wir nichts von der Landschaft unter uns. Nur einmal, kurz vor Lantschow, ehe wir in die Wüste Gobi hineinkamen, erblickten wir etwas von der reizvollen Gegend, sahen wir, mit welchem Geschick, welcher Beharrlichkeit und welchem Fleiß der chinesische Bauer diesem Boden seine Erträge abtrotzen muß.

In Soutschow brauchten wir nur kurz nachzutanken. Mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand Kirchhoffs, den ich den Anstrengungen des Rückfluges sehr ungern aussetzen wollte, spielte ich einen Augenblick mit dem Gedanken, Kaki in China zu lassen. Aber die helle Empörung Kirchhoffs ließ mich schnell von diesem Vorhaben abstehen. Ich glaube, ich hätte mir dadurch seine nie wieder zu beseitigende Feindschaft zugezogen. Und dieser Gefahr wollte ich mich auf keinen Fall aussetzen.

Nicht erfreulich war, daß Kirchhoff einen etwas höher gewordenen Ölverbrauch am linken Motor feststellen zu müssen glaubte. Das konnte verdammt unangenehm werden.

Wir wollen so schnell wie möglich weiter nach Ansi, starten also gleich, nachdem die Maschine ganz voll getankt war. Der Start mit dem schwer beladenen Flugzeug verlief glatt, und nur eine Stunde Flug ... da hatten wir unser Tagesziel erreicht.

Ehe wir uns zu Bett legten, wurde die D-Anoy für die morgen bevorstehenden großen Aufgaben sorgfältig fertiggemacht. Und ein kleiner Stein fiel uns allen vom Herzen, als Kirchhoff mit der Nachricht kam: der linke Motor habe ja fast gar nicht mehr Öl verbraucht; der Ölanzeiger, der gehangen und falsch angezeigt hatte, sei das Karnikel gewesen.

So konnten wir beruhigt unser Tagewerk beschließen, denn da die genaue Startrichtung noch nicht feststand, wollten wir die Maschine nicht mehr an den voraussichtlichen Startplatz rollen, wie wir das in Kabul getan hatten. Aber die Nachtbeleuchtung mußten wir in Ordnung bringen, damit wir sie, die wir für den Nachtstart unbedingt brauchten, nur noch auszustellen hatten. Außerdem wies ich den chinesischen Flug- und Funkleiter an, die Lampen dann bis zum Hellwerden stehen zu lassen, da es ja immerhin möglich war, daß wir, falls unser linker Motor zu meckern begann, noch während der Dunkelheit nach Ansi zurückkehrten.

Kirchhoff mußte sich jetzt ausruhen, während Untucht (der zweite Flugkapitän) und ich uns aufmachen, der Stadt Ansi, von der wir ja noch nichts gesehen hatten, einen Besuch abzustatten. Eine halbe Stunde Fußmarsch, meist vorbei an der hohen, die ganze Satdt umfassenden Stadtmauer, führte uns zu einem der beiden offenen Tore; die beiden anderen — es gab insgesamt vier — waren, wie oft bei chinesischen Städten, zugemauert. Auf der Mauer selbst bemerkten wir zu unserem Erstaunen überall eine Art von Schützengraben mit Brustwehren, der erst ganz frisch hergerichtet war.

Der mit seinem breiten Henkerschwert im Tor stehende Posten rief, als er unser ansichtig wurde, den wachthabenden Unteroffizier herbei, der unsere Ausweise verlangte. Aber wie überall in China zeigte er sich befriedigt, als wir ihm unsere Visitenkarten überreichten. Er konnte sie zwar nicht lesen, denn die Karten in chinesischer Schrift, mit denen wir uns ausgerüstet hatten, waren in Sian verbraucht worden, aber als Ausweis genügten sie ihm.

Die Stadt selbst macht einen recht traurigen Eindruck. Man spürt deutlich aus vielen Anzeichen, wie sehr Ansi, das als letzter Stützpunkt der Karawanen nach Osten, Norden und Westen einst große Handelsbedeutung besaß, unter den doch schon Jahre andauernden Wirren in der Provinz Sinkiang und durch die bis noch vor kurzer Zeit abgerissene Verbindung mit der Zentralregierung gelitten hatte.

Nur in der eigentlichen Hauptstraße entdeckten wir einige noch bewohnbare Häuser und eine Schule. Das sehr alte Buddhisten-Bethaus und ein ebenso recht ehrwürdiger Konfuzius-Tempel sind die einzigen bemerkenswerten Sehenswürdigkeiten. Deshalb wurde unser Spaziergang nicht sehr ausgedehnt.

Schon eine Stunde, nachdem wir die Eurasia-Station verlassen hatten, sitzen wir beim üblichen chinesischen Abendessen, das ein ausgezeichneter Tee beschließt. Dann packen wir uns neben Kirchhoff auf den Kang, das aus festen Lehmziegeln gemauerte Bett, das fast das halbe Zimmer

mit gläsernen Rauchuntersätzen und sagte laut: „Wenn Sie nicht auf der Stelle weggehen, stoße ich den Tisch um!“

Der Verbrecher stutzte. Wenn die Kleine ihre Drohung ausführte, mußte das Klirren der Gläser und Aschbecher das ganze Haus auf die Beine bringen. Die Mutige niederzuschießen, widerstrebte ihm. So stand er ein paar Augenblicke unentschlossen da. Dieses Zögern wurde sein Verderben. Der Hausherr befand sich in einem der angrenzenden Zimmer. Er hatte dort mit seinem Prokuristen gerechnet. In der großen Stille ringsum war die Stimme seines Kindes vernehmlich an sein Ohr gedrungen, und ehe es sich der Verbrecher versah, war er überwältigt. Das Bremer Gericht sprach später dem heldenhaften kleinen Mädchen öffentlich seine Anerkennung aus.

Eine andere, sogar um ein halbes Jahr jüngere kleine Heldin war die Tochter des Kapitäns eines Passagierdampfers, der vor dem Weltkrieg einen sicheren und gleichmäßigen Verkehr zwischen Hamburg und Newyork vermittelte. Eines Tages wurde das Schiff, das noch keinen genügenden Blitzschutz hatte, auf offener See in voller Fahrt von einem Blitzstrahl getroffen und angezündet. Die Reisenden ergriff eine Panik. Alles stürzte an Deck. Jeder wollte der Erste in den beiden großen Rettungsbooten sein. Als das kleine Töchterchen des Kapitäns aus ihrer Kajüte trat und den wirr durcheinanderlaufenden Haufen heulender, schreiender und sich gegenseitig verdrängender Menschen sah, begriff sie nicht, warum alle so außer sich waren. Sie stellte sich neben die verzweifelten Menschen und rief mit lauter entschiedener Stimme: „Aber so seid doch ruhig! Papa ist ja schon dabei und löscht das Feuer!“

Diese Worte des Kindes taten Wunder. Keiner der Passagiere hatte in der Angst und Aufregung an das Löschen des Feuers gedacht. Erst die Mahnung der Kleinen brachte die Reisenden zur Vernunft. Mit ihrer Hilfe konnte der Kapitän des schnell um sich greifenden Feuers Herr werden. Das Schiff lief kurze Zeit später, nur wenig beschädigt, im Hafen von Newyork ein.

Eine ebenso folgenschwere Rettungstat ging von einem vierjährigen Jungen auf der Insel Neuwerk in der Nordsee aus. Er war der Sohn eines dortigen Fischers und wollte abends nie gern früh schlafen gehen. So trieb er sich auch eines Tages noch spät am Strand herum, während der Vater längst schlief und die Mutter noch an des Vaters Anzug flickte. Da bemerkte er zwei unbekannte Männer, die emsig an der Landseite des Dammes Erde wegschaufelten. Das fiel ihm auf. Er rannte schnell zu seiner Mutter und erzählte ihr seine Beobachtung. Diese fragte nach dem Deichwärter. Aber der Knabe meinte: „Der liegt auf der Bank an der Leuchtbake und schläft.“ Jetzt weckte die Mutter den Mann und alle drei stürzten zu dem bedrohten Damm hinab. Wäre dieser durchbrochen worden, bestand die Gefahr, daß die ganze Insel, wie schon oft in früheren Zeiten, von der unbarmherzigen See verschlungen wurde.

Der Mann kam gerade noch zurecht, um die Untat zu verhindern. Bei seiner Annäherung sprangen die Männer auf und flohen in das gerade trocken liegende Wattenmeer. Sie hatten in den Damm ein Loch gegraben, um in diesem ein großes Stück Dynamit unterzubringen, das den Damm zerreißen und so die Insel in eine unübersehbare Gefahr bringen mußte. Der Fischerknabe verhinderte durch seine Aufmerksamkeit die Schurkerei. Der Deichwächter kam erst am anderen Morgen zu sich, da die Verbrecher ihn durch präparierten Schnupftabak betäubt hatten.

Von einem wirklichen Heldenknaben erzählt auch Carl von Clausewitz in seinen Erinnerungen. Während der französischen Besetzung eines rheinischen Städtchens hatten die Bürger des Ortes Anordnungen der welschen Polizei sabotiert. Schließlich waren ein paar französische Gendarme ermordet aufgefunden worden. Der französische Befehlshaber ordnete sofort die Erschießung aller männlichen Anwohner der Straße an, in der die Franzosen tot aufgefunden worden waren. Rücksichtslos stellte man ohne Untersuchung die Vaterlandsfreunde an die Mauer. Auch ein Knabe in schulpflichtigem Alter befand sich unter den Todgeweihten. Im letzten Augenblick wandte er sich um und sagte zu dem kommandierenden Offizier: „Herr Hauptmann, vor einigen Tagen war mein zwölfter Geburtstag, und da hat mir meine Mutter diese Taschenuhr geschenkt, die ein Andenken an meinen vor zwei Jahren verstorbenen Vater ist, der bei Auerstädt fiel. Meiner Mutter Herz hängt an diesem Andenken. Deshalb erlauben Sie mir, meiner Mutter noch schnell die Uhr zu bringen. Sie wohnt gleich hier in der Nähe, ich bin in wenigen Minuten wieder zurück!“

Der Offizier willfahrte der Bitte. Er hatte Mitleid mit dem Jungen und sagte zu ihm: „Dann gehe, beeile dich aber, daß du bald zurück bist!“

Der Knabe mit der Uhr in der Hand, lief, so schnell er nur laufen konnte. Der Offizier sah ihm nach und dachte: „Der ist in Sicherheit!“ Dann gab er den Befehl zum Feuern.

Die Soldaten standen nach getaner Blutarbeit schon bereit, zum Abrücken, als der Junge atemlos und keuchend zurückgelaufen kam. „Da bin ich wieder, Herr Hauptmann, ich habe meiner Mutter die Uhr gebracht, habe ihr aber nicht gesagt, daß Sie mich erschießen müssen!“

Der im Herzen menschenfreundliche Franzose wurde puterrot im Gesicht. Dann rief er: „Dummer Junge! glaubst du, daß wir deinetwegen noch einmal anfangen? Mach, daß du heimkommst!“

Und voller Verwunderung über die Deutschen, deren Kinder sogar schon ihr Wort halten, marschierte er wenige Sekunden später mit seinen Leuten ab.

Der „Michael“ Rumäniens.

Besuch bei Cornelius Codreanu, dem Kapitän der Eisernen Garde.

Der Berichterstatter des „Paris Soir“ Tharaud, besuchte soeben Cornelius Codreanu, den Führer der rumänischen „Eisernen Garde“, der größten Rechtspartei, die unter dem Namen „Alles für das Vaterland!“ der national-christlichen Regierung des Ministerpräsidenten Goga gegenwärtig nicht ohne Sympathien gegenübersteht. Sein Bericht ist auch für unsere Leser interessant, denen wir bereits früher ein Lebensbild Codreanus mitgeteilt haben.

„Ich besuchte Cornelius Codreanu, den Chef der „Eisernen Garde“, den „Kapitän“, wie ihn seine Anhänger nennen, auf seinem Posten im Generalquartier der Partei. Lauter junge Leute, in den meisten Fällen Studenten, begegneten mir. Sie arbeiteten in einem Viertel, das ein wenig außerhalb von Bukarest liegt, daran, das Gebäude fertigzustellen, das zum Zentralgebäude der Parteileitung bestimmt ist. Es ist die Idee des Kapitäns, die studentische Jugend an einfachste Handarbeit zu gewöhnen, und Restaurants und Läden zu errichten, die der Eisernen Garde gestatten, sich selbst zu versorgen und auf diese Weise im großen Bukarest eine kleine Stadt für sich zu bilden.

Neben dem Baugerüst liegt ein kleines bescheidenes Landhaus. Ich trete in einen bürgerlich und einfach ausgestatteten Salon. Er enthält nur einen Tisch, einige Stühle; die Fenster sind ohne Gardinen. An den Wänden hängen vielerlei Bilder, Stiche, Lithographien, alle nur ein und dieselbe Person darstellen, den Erzengel Michael. Vor mir steht ein Mann in der Blüte des Lebens, gekleidet wie ein rumänischer Bauer, mit lichtem, blondem, welligem Haar. Aus seinem schönen Gesicht schauen nordische blaue Augen. Ein einziger Blick genügt, um in dieser ungewöhnlichen Erscheinung Cornelius Codreanu zu erkennen.

Während wir uns miteinander unterhalten und er mir seine politischen Gedankengänge auseinandersetzt, die manche Verwandtschaft mit faszistischen und nationalsozialistischen Ideen aufweisen, dringt aus dem Nebenfenster lautes Reden. Codreanu erhebt sich, öffnet das Türfenster und ruft in einem ruhigen, aber unbeirrbar festen Tone, der an den befehlenden Blick seiner Augen erinnert, in das Nebenzimmer: „Wollt ihr wohl ruhig sein oder ich werfe euch hinaus“. In diesen Worten erkenne ich den Mann wieder, der, kaum den Kinderschuhen entstiegen, als Rächer seiner Ehre mit drei Revolverschüssen drei Polizisten erschoß und — trotzdem freigesprochen wurde.

Dieses schicksalsschwere Geschehnis ereignete sich vor ungefähr 15 Jahren, zu Jassy der alten Hauptstadt der Moldau, die auf 120 000 Einwohner 70 000 Juden zählt, alle frisch aus Polen und Sowjetrußland eingewandert. Es war die Zeit, in der Professor Cuza die Nationalchristliche Partei gründete, die jetzt in Rumänien regiert, als unter der studentischen Jugend der Stadt sich der erste rumänische Antisemitismus entwickelte. Unter diesen Studenten befand sich auch Codreanu. Täglich gab es Streitigkeiten und Straßenkämpfe, so daß die Regierung nach Jassy den Polizeipräfekten Minciu entsandte, der den Auftrag hatte, die Unruhestifter festzunehmen. Minciu verhaftete mit einigen Polizisten Codreanu und zwei Freunde im väterlichen Garten und führte sie unter rauhen Kolbenstößen auf die Wache. Dort wurden sie fürchterlich durchgeprügelt. Man hängte sie mit dem Kopf nach unten auf und tauchte ihren Kopf in Schüsseln mit kaltem Wasser, um ihre Schreie zu ersticken. Kaum war Codreanu wieder freigelassen, so verschaffte er sich einen Revolver. Als er wenige Tage darauf vor ein Friedensgericht gerufen wurde, trat der Präfekt Minciu mit zwei Polizisten auf Codreanu zu und gab ihm, ohne den Friedensrichter überhaupt zu begrüßen, zwei Backpfeifen. Im gleichen Augenblick riß Codreanu seinen Revolver heraus und erschoß Minciu und seine beiden Helfershelfer.

Ganz Rumänien erhob sich zugunsten des „Mörders“. Tausende von jungen Leuten und Studenten aller Parteien fanden sich in Foscani ein, der Stadt, in der Codreanu gerichtet werden sollte und verlangten stürmisch seine Freilassung. Man mußte den Prozeß in die kleine Stadt Turn Severin verlegen. Der Freispruch gestaltete sich zu einem Triumph Jung-Rumäniens.

Nach zweijährigem Universitätsstudium in Frankreich gründete Codreanu die „Eiserne Garde“, anfangs eine kleine studentische Gruppe, die sich an der Universität von Bukarest nur wenig von Cuzas Anhängern in Jassy unterschied. Sie erhielt alsbald aber derartigen Zulauf, daß der Ministerpräsident Duca aus Angst vor möglichem Terror sich entschloß, die Eiserne Garde aufzulösen. Niemand weiß heute, wer ihn zu diesem Entschluß bestimmt hat. Man behauptet, Titulescu hätte Duca gewissermaßen dazu gezwungen. Duca wurde jedenfalls bald darauf ermordet, und Titulescu zog es vor, Rumänien so rasch wie möglich zu verlassen. Zwar behelligte man Codreanu und seine Anhänger nicht, bis ihn eines Tages ein Verräter aus den eigenen Reihen anzeigen wollte. Der Verräter wurde in einer Geheimsitzung der Partei verurteilt. Er flüchtete in ein Krankenhaus. Aber einige Männer der Eisernen Garde drangen in seinen Schlafsaal und vollzogen an dem Verräter das Femeurteil.

Ich besuchte wenige Tage nach diesem Gespräch mit Codreanu dessen früheren Lehrmeister, Professor Cuza. Lehrer und Schüler haben schon seit langem miteinander gebrochen, obwohl ihre Programme weitgehend miteinander übereinstimmen. Codreanu sagte mir beim Abschied sogar: „Besuchen Sie Professor Cuza. Sie werden viel Vorteil aus seiner Unterhaltung mit ihm ziehen.“ Ich fragte Cuza, was ihn von Codreanu und seinen Anhängern getrennt habe. Cuza antwortete nur das eine Wort: Terror.

Heute aber stehen beide Männer hinter der Regierung Goga. Professor Cuza in offener Unterstützung, Codreanu, der asketische Vorkämpfer der inneren Erneuerung, abwartend. Aus dem Zusammenspiel ihrer Kräfte gestaltet sich unter dem unmittelbarem Einfluß des Königs die gegenwärtige Politik Rumäniens.

---

ausfüllte. Im Winter werden unter diesen Kang die kleinen Holzkohle-Öfen gestellt, die in dieser Gegend die einzige Heizungsmöglichkeit bieten.

Hartnäckig gegen die brummenden und summenden Fliegenplagegeister kämpfend, die durch die vielen Löcher in den Papierfenstern den Weg ins Zimmer gefunden hatten, schliefen wir zu dritt einträchtig dem Morgen entgegen. Schon um zwei Uhr nachts nach Schanghai-Zeit klirrte der Reisewecker. Aufstehen, ein Schluck Tee und sofort in die Maschine. Zu unserer freudigen Überraschung dürfen wir einen leichten Ostwind feststellen. Der sollte uns schneller an unser Ziel bringen.

Trotz schwerbeladener Maschine geht der Start schnell und leicht vonstatten. Es war gutes, klares Wetter. Bald kam auch der Mond auf und schien sich mit uns darüber zu freuen, eine wie schnelle Fahrt wir mit Hilfe des schiebenden Ostwindes machten.

Untucht und ich sind ja nicht abergläubisch. Nein, ganz und gar nicht! Aber als unser guter Kaki mit krächzender Halsschmerzenstimme sich die Bemerkung nicht verkneifen konnte: „Na, heute wird's ja viel einfacher als auf dem Hinflug!“ — da hätte er bei aller Freundschaft eigentlich doch Prügel verdient. Man darf sich über glückliche Begleitumstände eines Fluges zwar freuen, darüber aber zu sprechen, ist geradezu ein Verbrechen. Das hätte ein so erfahrener Fliegersmann wie Kirchhoff wissen müssen.

Und richtig: Schon begann das „Berufen“ sich auszuwirken. Zweifellos hatte kein anderer Schuld daran als Kirchhoff, der den Schnabel nicht gehalten hatte.

Erst waren es nur einzelne Wolken. Dann braute es sich immer mehr zusammen. Schlechter und schlechter wurde die Sicht. Wir mußten hinein in die Wolken, in denen eine abscheuliche Böigkeit herrschte, die bei der schwerbeladenen Maschine sehr unangenehm war.

Weit über zwei Stunden dauerte der Teufelstanz dieses scheußlich bockigen Nach-Instrumentenfluges. Ich selbst war froh, wenn meine Wache vorbei war und ich das Steuer an Untucht abgeben konnte. Da ich während meiner Wache immer etwas höher hinaufging, weil ich beim Fliegen ohne äußere Sicht durchaus bodenscheu bin, kostete dieses Steigen Zeit, außerdem wußten wir, daß in höheren Regionen in dieser Gegend fast ausschließlich Westwinde wehen, die unser Vorwärtskommen beeinträchtigen mußten.

Ein reines Vergnügen war dieser Nachtflug also nicht, und wir waren froh, als sich mit dem Hellwerden das Wetter etwas besserte. Ab und zu sahen wir jetzt den Himmel, später für kurze Augenblicke auch die Erde.

Gleich beim Morgengrauen fiel es mir auf, daß unser linker Motor stark rußte. Kirchhoff, der die mit der Funkstation in Ansi verabredeten Perioden pünktlich eingehalten und nun beendet hatte, kam jetzt nach vorn. Mit Ansi war der Funkverkehr glatt vonstatten gegangen, aber es war ihm nicht gelungen, Verbindung mit Kabul aufzunehmen. Ich fragte Kirchhoff, der ja nicht nur unser Funkfachmann, sondern zugleich auch der Betreuer der Motoren war, was das Rußen wohl zu bedeuten habe. Er beruhigte mich: nichts besonderes!

Inzwischen stellte Untucht fest, daß wir trotz des miserablen Wetters einwandfrei richtig auf Kurs lagen und recht gute Fahrt gemacht hatten. Wieder näherten wir uns der Oasenstraße und sahen zu unserer Freude die südlich von Keriya liegenden schönen Berge vor uns auftauchen.

Kirchhoff beschäftigte sich mit dem linken Motor, der ihm wohl doch mehr Sorge machte, als er uns zugeben wollte, und schaltete über die einzelnen Magnete. Sein sonst immer zuversichtliches und lachendes Gesicht bekam bedenkliche Sorgenfalten. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Das spürten wir deutlich. Der Motor ließ jetzt bedeutend an Leistung nach und begann allmählich zu schütteln.

Es wurde uns immer mehr klar, daß wir mit diesem Motor auf keinen Fall über das Dach der Welt kommen würden. Schon der Versuch wäre sträflicher Leichtsinn gewesen.

Unsere Lage war alles andere als erfreulich. Hinter uns lag bereits mehr als die Hälfte unseres Flugweges. Zwar reichte unser Betriebsstoff sicher noch bis zurück nach Ansi, aber mit dem kranken Motor wieder in das schlechte Wetter hineinzugehen, das wir gerade überwunden hatten, schien nicht ratsam. Auch war zu bedenken, daß die Salzwüste, die sich vor Ansi ausdehnt, von keinem Menschen begangen wurde. Sollten wir in diesem Gebiet eine Außenlandung vornehmen müssen, so stand uns ein Fußmarsch von kaum absehbarer Dauer bevor, und die Aussicht auf Rettung war denkbar gering.

Die Gegend jedoch, über der wir uns befanden und deren Hauptoase Chotan nicht mehr weit entfernt war, gehörte nach Expeditionsberichten vom Frühjahr dieses Jahres zum Machtbereich des Kommandeurs der 36. tunganischen Division, des Generals Mahosan. Dieser hatte erst vor wenigen Monaten einem Agenten der Eurasia, der gefangengesetzt worden war, sofort die Freiheit geschenkt und sich außerdem dazu bereit erklärt, einen Flugplatz für die Eurasia anlegen zu lassen, falls man ihn darum bitten würde. Dort droht uns also keine Gefahr.

Irgend etwas mußte geschehen. Wir hatten nicht mehr viel Zeit, einen Entschluß zu fassen. Schließlich gab es nur zwei Möglichkeiten für uns: Entweder Chotan oder Kaschgar. Letzteres ist zwar größer, und wir dürften dort auf technische Unterstützung und vielleicht auch auf europäische Diplomatenhilfe rechnen, aber wir wußten nicht, wie stark dort der russische Einfluß war.

Also . . . wir landen in Chotan. Die notwendige Außenlandung, die sich jetzt nicht mehr umgehen ließ, etwa mitten in der Wüste und unbemerkt von Eingeborenen oder Behörden vorzunehmen, war ausgeschlossen. Nach dem, was wir unter uns sahen, und nach den Expeditionsberichten, die wir vor unserem Flug studiert hatten wäre eine glatte Landung ebenso unmöglich gewesen wie später ein Start.

Als unser Entschluß feststand, mußte Koki immer wieder und in allen Sprachen die Nachricht in den Äther schicken, daß wir infolge Defekts am linken Motor bei Chotan zu einer Zwischenlandung ansetzen. Weil unsere Funkverbindung mit Ansi bereits beendet, mit Kabul aber noch nicht aufgenommen war, wußten wir, daß es einen tollen Glücksfall bedeutete, wenn unsere Nachricht irgendwo aufgefangen wurde. Trotzdem wollten wir den Versuch nicht unterlassen. Erst viele Wochen später stellte es sich dann richtig heraus, daß niemand diese Funksprüche abgehört hatte.

Während Kirchhoff funkte, hatten wir uns dem östlichen Teil der Oase Chotan genähert und hielten Ausschau nach einen günstigen Landeplatz.